



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geduld : eine Hundstagserinnerung an eine Winterreise

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Daran zu erinnern, wie wichtig es sei, daß der Staat nicht als Kunstprodukt auf einem lustigen Gestell wissenschaftlicher Begriffe schwebte, sondern als das organisierte Volk fest im vaterländischen Boden wurzle, war der Zweck dieser Betrachtung.



Geduld

Eine Hundstags Erinnerung an eine Winterreise



aß dir eine Geschichte erzählen, lieber Leser. Eine Reisegeschichte aus dem Jahre 1891, die den Vorzug hat, nicht nur lustig, sondern auch wirklich und wahrhaftig wahr zu sein. Und die Moral von der Geschichte laß dir ausnahmsweise im voraus geben; sie steht bei Hölderlin im Hyperion. „Meine Insel war mir zu enge geworden, ich wollt in die Welt. Geh vorerst nach Smyrna, sagte mein Vater, lerne die Künste der See und des Krieges, lerne die Sprache gebildeter Völker und ihre Verfassungen und Meinungen und Sitten und Gebräuche. Lern auch ein wenig Geduld, setzte die Mutter hinzu.“ Das ist die Moral: lerne Geduld, lieber Leser! Übe dich in der Geduld, suche Meister zu werden in der Geduld. Geduld, das ist was! Du weißt nicht, wie bald du dieses Etwas gebrauchen kannst, sei es, daß dich der liebe Gott einmal beiseite nähme und allein sprechen wollte, sei es, daß du — ach, erschrick nur nicht, aber es kommt etwas schreckliches! — auch einmal in die Lage kämest, eine Reise thun zu müssen von Wilhelmshaven nach Norden.

Die Entfernung von der berühmten neuen Stadt Wilhelmshaven nach der berühmten alten Stadt Norden beträgt ungefähr sechzig Kilometer. Das scheint keine so ungeheuerliche Reise befürchten zu lassen. Aber der Schein trügt. In Deutschland beträgt die Eisenbahnfahrtschwindigkeit für Schnellzüge — aber lassen wir Schnellzüge außer Betracht; was wollen wir uns mit ihnen aufhalten? Man kennt sie hierzulande ja doch nur vom Hörensagen. Es geht uns mit ihnen wie den guten Leuten zu Kirchberg. Kennst du Kirchberg, lieber Leser? Sage nur getrost: nein! denn es ist eine der kleinsten unter den Städten Deutschlands und liegt noch dazu auf dem Hunsrück, hoch oben, wo sich die Füchse und die Wölfe gute Nacht sagen. Bei solcher Lage außerhalb des großen Weltverkehrs ist es kein Wunder, daß die Errungenschaften der modernen Kultur etwas langsam und zunächst nur gerüchtweise nach Kirchberg dringen. So hatten denn die Kirchberger auch ein dunkles Gerücht vernommen, man munkle draußen in der Welt von Chaisen und von Regenschirmen. Aber gesehen hatte noch keiner etwas von solchen Wunderdingen. Nun verirrte sich eines schönen Tages ein fremder Reisender nach Kirchberg, und da es regnete, spannte er seinen Schirm auf. Und siehe da! alsbald hatte er die ganze Dorf-, wollte sagen Stadtjugend hinter sich; die lief ihm nach und rief im Tone höchster Überraschung: Ein Chaise, ein Chaise!

Also reden wir nicht von Schnellzügen, schon um nicht abenteuerliche Vorstellungen bei unsern Freunden, Mitbürgern und Landsleuten zu erregen. Für Personenzüge beträgt die Eisenbahnfahrtgeschwindigkeit — ich muß das Wort noch einmal gebrauchen, schon weil es ein so herrliches deutsches Wort ist, dem gegenüber das griechische Wort *Gilikrineia* das reine Waisenkind ist, und doch hat das Jung-Stilling noch in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre durch seinen Wohlklang und seinen Liebreiz angetrieben, sich hinzusetzen und Griechisch zu lernen; und er hats auch richtig fertig gebracht. Also die Eisenbahnfahrtgeschwindigkeit für Personenzüge beträgt in der Stunde gerade sechzig Kilometer, mithin genau die Entfernung, um die es sich hier handelt. Steigungen von ungewöhnlicher Steilheit haben wir hierzulande nicht zu befürchten; demnach können wir in etwa einer Stunde hinkommen. Wir wollen aber zuvorkommend gegen die Eisenbahn sein und zwei Stunden rechnen, also das Doppelte. Da wir nun um sieben Uhr in Norden sein sollen, so scheint es, daß wir vollauf Zeit haben müssen, wenn wir den Nachmittagszug wählen, der drei Uhr dreißig Minuten in Wilhelmshaven abfährt. Aber das ist wieder nur Schein; denn ein Blick ins Kursbuch belehrt uns, daß wir mit dem Nachmittagszuge erst sieben Uhr fünfunddreißig Minuten ankommen, für unsern Zweck also eine gute halbe Stunde zu spät. Doch das möchte noch hingehn, wenn man nur auch wirklich in Norden wäre, wenn es heißt: Norden! Aber weit gefehlt: man ist dann einsam, allein auf weiter Flur. Der Bahnhof liegt nämlich eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Warum? ist nicht einzusehn.

Es scheint ein Erb- und Familienfehler der Bahnhöfe Deutschlands zu sein, daß sie fast alle eine Viertelstunde von der dazugehörigen Stadt entfernt liegen. Was die großen Ströme anlangt, so meinte jener Dorfschulmeister in der Geographiestunde, es sei sehr weise eingerichtet, daß sie immer dicht an den großen Städten vorbeifließen. Die großen und auch die kleinen Bahnhöfe aber sind, wie es scheint, zu spät gekommen, als jene Weisheit verteilt wurde. Nun sitzen sie zwar nicht, wie der Dichter, in den Wolken, aber wie der Liebzig und wie der bekamte einsame ostfriesische Deichhammel auf freiem Felde.

Ja warum? Ob es wohl mit der liebenden Fürsorge der Bahnverwaltung für das geehrte Publikum zusammenhängt? Ob sie den Reisenden wohl Veranlassung zu gesunder Bewegung im Freien verschaffen will? Welch eine herrliche Gelegenheit, sich in frischer Luft im Dauerlauf zu üben, wenn der Weg zum Bahnhofe so weit ist! Du meinst, die biete sich auch anderweit? Gewiß, aber wer nutzt sie da? Wer ist so gewissenhaft? so tugendsam? Herrlich sang mit Bezug hierauf einst der königliche Sänger an der Sjar:

Schön ist's, wenns schön ist, im Sommer spazieren zu gehn, und man thuts auch;
Aber im Winter ist's kalt; teils kommt man so nicht dazu.

Und eben weil man so nicht dazu kommt, darum haben offenbar die weisen Eisenbahnväter die Bahnhöfe so weit von den Städten entfernt angelegt. Die Bahn selbst verliert ja nichts dabei; wer reisen will, reist doch, die Leute müssen ihr kommen. Und wenn der Berg nicht zu Muhammed kommt, so muß sich eben Muhammed entschließen, zum Berge zu gehn. Dann ist er wenigstens hie und da einmal genötigt, seinen Spaziergang zu machen. Er würde sonst am Ende doch nur beim Frühschoppen sitzen, was Muhammed bekanntlich streng verboten und auch Erzellenz Windthorst sehr mißbilligt hat.

Ich glaube gar, er hat es für unmoralisch erklärt. Jedenfalls ist es teuer. Für ungesund wird es auch vielfach gehalten. Gesünder ist's entschieden, sich in frischer Luft zu ergehen; je schneller, desto besser, dann kommt das Blut in Bewegung. Daß man sich auf dem weiten Wege zum Bahnhof leicht erhitzen und sich dann in dem zugigen Eisenbahnwagen dritter Klasse leicht einen Hexenschuß erster Klasse holen kann, scheint freilich bei der Rechnung außer Acht gelassen worden zu sein. Wer kann aber auch an alles denken? Außerdem steht es ja jedem frei, ja es dürfte sogar jedem zu empfehlen sein, bei Berechnung der Zeit einen ordentlichen Sicherheitskoeffizienten in die Rechnung zu nehmen, damit man gemächlich und gemütlich und ohne Hitze und Aufregung rechtzeitig den vielbegehrten Rückesitz einnehmen kann.

Es bleibt uns also nichts andres übrig, als in den sauern Apfel des Vormittagszuges zu beißen. Denn nicht das doppelte von einer, wir müssen mehr als das doppelte von zwei Stunden rechnen, um das gewaltige Hindernis von sechzig Kilometern „per“ Eisenbahn zu nehmen: vier Stunden und einundzwanzig Minuten!

Es fängt aber auch gleich darnach an. Denn kaum hat der Zug den Bahnhof von Wilhelmshaven verlassen, so steht er auch schon wieder still, und wir müssen Bant über uns ergehen lassen. Doch schweigen wir von Bant, auch von Mariensiel, denn noch sind unsre Vorsätze der Geduld zu neu und zu frisch.

Aber in Sande, da beginnen die Geduldsproben schon ernstlicher zu werden. Eben haben wir die „Fahrkarte“ ins Portemonnaie gethan, dieses in die Tasche gesteckt und mit Mühe den Winterüberzieher wieder zugeknöpft, da werden wir abermals um die „Fahrkarte“ gebeten. Meine haben Sie schon gehabt — mit diesen Worten versuchen wir an der Gefahr vorbeizusteuern. Ich noch nicht! lautet die Antwort, und das zweite Loch wird geknipst, obwohl wir kaum zehn Kilometer gefahren sind. Nachdem wir also wieder auf und wieder zugeknöpft haben, denken wir, und ich denke wir haben einiges Recht zu solchem Gedanken: Setzt gehts weiter! Aber nein, jetzt warten wir erst noch ein Viertelstündchen. Wie wäre dir bei dieser Botschaft gewesen, lieber Leser, zum Lachen oder zum Weinen? Ich wappnete mich mit philosophischem Gleichmut und sagte mir, daß wir immer gut thun, menschliche Dinge weder zu belachen noch zu beweinen, sondern daß wir versuchen sollen, sie zu begreifen. Zu lachen war freilich auch nichts, und zu weinen schickt sich für Männer nicht. Die Männer bei Homer heulen zwar manchmal ganz entzetzlich, aber das ist lange her; jetzt, zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, sind die Männer männlicher. Es bleibt also nichts weiter übrig, als zu versuchen, ob wir die fünfzehn Minuten begreifen können. Tout comprendre, c'est tout pardonner. Es ist zwar ein französisches Sprichwort, aber es hat auch für Deutschland seine Wahrheit. Wenn der deutsche Süngling erst einmal den Grund von einer Sache einsehrt, wartet er gern ein Viertelstündchen. Der Grund aber scheint hier der zu sein, daß erst noch ein Zug von Oldenburg kommt. Warum wir dann freilich nicht fünfzehn Minuten später von Wilhelmshaven weggefahren sind? Wir unterdrücken solche rebellische Gedanken, die Tugend siegt, die Geduld behält die Oberhand.

Und das ist gut. Denn wir sind ja ganz und gar, einzig und allein auf die Geduld angewiesen. Wir wollen also den Versuch machen, auszuschauen und uns die Gegend zu besehen. Ach Gegend! Zum Glück fällt uns

noch rechtzeitig ein, daß es hier gar keine Gegend giebt, gar keine geben kann. Denn da, wo jetzt der Bahnhof von Sande steht, wälzte einst die Tade etwa hundert Jahre lang ihre sturmgepeitschten Fluten. Bis nahe an die Kirche von Sande hatte ja die Antoniusflut 1511 das Land dem Meere gewonnen, und nur nach und nach ist es dem Meere wieder abgewonnen worden. Das giebt nun zwar guten Marschboden und fette Bauern, aber keine Gegend. Und wo die nicht ist, da giebt's auch keine Aussicht. Also lassen wir nur das Fenster zu und fassen wir uns in Geduld. Wir sind ja so geduldig!

Sehr von uns selbst überzeugt, setzen wir uns endlich auf Sever in Bewegung. Laß mich schweigen, lieber Leser, von der Enttäuschung, die uns schon nach fünf Minuten wieder Sanderbusch bereitet, denn da halten wir wieder, und in Ostiem auch. Der Vizeadmiral Batsch hat neuerdings eine Lebensbeschreibung des Organisations der deutschen Kriegsmarine, des Prinzen Adalbert von Preußen, herausgegeben. Dieser Prinz war durch seine Mutter Marianne, die unter dem Namen Prinzessin Wilhelm von Preußen am bekanntesten ist, mit dem Fürstenhause Hessen-Homburg verwandt. Mit Stolz rühmte er es, daß eine so stattliche Reihe seiner homburgischen Oheime in den Freiheitskriegen mitgefochten und immer und überall im Vordertreffen gestanden hatte, und mit besondrer Genugthuung erfüllte ihn, daß einst dem Kaiser Napoleon nach einer Niederlage der Ausruf entfuhr: Überall ein Homburg! So können wir hier sagen: Überall ein Bahnhof! Wenigstens eine Haltestelle. Gehalten wird unfehlbar. In Heidmühle sogar recht lange. Von welchen Strapazen sich das Bahnpersonal hier ausruhen mußte, war ich bescheiden und geduldig genug, nicht zu fragen. Ich vermute aber, die Männer wollten sich bloß stärken und vorbereiten auf die Ruhepause von zehn, gut zehn Minuten, die in Sever auf sie wartete.

Natürlich liegt auch der „Bahnhof Sever“ wieder in unnatürlicher Entfernung von der Stadt gleiches Namens. Sonst könnten wir wenigstens die für uns unfreiwillige Ruhe dazu verwenden, die Getreuen von Sever oder Edo Wiemken den Jüngern oder seine noch jüngere Tochter Maria im Vorbeigehen zu besuchen. Aber so sind wir verurteilt, nur weitere Übungen in der Geduld anzustellen. Das können wir denn auch, und zwar indem wir nun schon immer anfangen, unsre Hoffnungen auf „Köln, rechtsrheinisch“ zu setzen. Wir müssen doch bald in Wittmund sein, und da fängt Köln rechtsrheinisch an. Preußen ist bekanntlich schneidig, und alles, was rheinisch heißt, ist erst recht schneidig. Also hoffen wir auf Wittmund. Mit hochgespannten Erwartungen fahren wir dieser Großstadt entgegen. Bald wird das G. O. E. *) ein Ende haben, dann —

In der frohen Hoffnung baldigen Triumphes nötigt uns Vereinigung, nötigt uns Ase! nur ein mitleidiges Lächeln ab. Mit einem siegesfrohen Endlich! und mit der Gewißheit, daß nun die Tugend unsrer Geduld, wie jede Tugend, ihren Lohn finden werde, fuhren wir in Wittmund ein. Das heißt, wenn ich sage, wir fuhren ein, so ist das doch etwas zuviel gesagt, der geneigte Leser möge diesen Optimismus meiner gehobnen Stimmung zu gute halten. Denn wir hielten, ehrlich gesagt, auch hier auf freiem Felde.

*) Der Volkswitz las dieses G. O. E., das Großherzoglich Oldenburgische Eisenbahn bedeutet, bisher: Ganz ohne Eile; da aber nunmehr ein Schnellzug von Bremen nach Wilhelmshaven eingelegt ist, liest er: Ganz ordentliche Eisenbahn!

Nur in der Ferne, im Nebel verschwimmend, sah man Häuser liegen. Und auch das ist eigentlich nicht ganz genau. Man sah die schwachen Umrisse von Bäumen, in deren Schatten eine einigermaßen lebhaftere Phantasie Häuser vermuten konnte. Aber was thut das? Unser Trost ist, daß wir uns ja hier nicht lange aufhalten. Denn hier ist's preußisch, da wollen wir einmal den Oldenburgern zeigen, was Eisenbahnfahrergeschwindigkeit ist!

Daß der preußische Schaffner auch wieder nach unsrer „Fahrkarte“ fragen und noch einmal knipsen wollen wird, das nehmen wir mit in Kauf, das ist sein Dienst, und der Dienst wird in Preußen gewissenhaft gethan. Übrigens muß ich der Wahrheit die Ehre geben und erwähnen, daß auch die Oldenburger ihren Dienst nicht übel versehen hatten. Namentlich die Männer, die die Ofen zu besorgen hatten, nahmen ihr Amt sehr genau. Infolge davon war es sehr warm in unserm „Abteil.“ Zur Übertreibung geneigte Reisende hätten es unerträglich heiß nennen können. Wir aber gehören, wie du wohl schon gemerkt haben wirst, lieber Leser, nicht zu dieser unbescheidenen, anspruchsvollen, schwer zu behandelnden und schwer zu befriedigenden Menschenart, wir wagten vielmehr nur, als „der Mann mit dem Koks“ wieder einmal erschien, um neuen Torf aufzuwerfen, einen schüchternen Versuch, zu bemerken, daß es so wie so schon „recht warm“ sei. Aber da kamen wir schön an! „Silft nichts, wenn der Zug nach Wittmund kommt, muß das Feuer noch brennen, sonst werde ich angezeigt.“ Also rein ins Feuer mit dem Preßtorf! Das Feuer muß brennen, wenn auch die Passagiere braten. Fiat justitia, pereat mundus. Wir haben also nur die Wahl, zu braten oder uns zu erkälten, und wir wählen das letztere und machen alle Klappen und Fenster auf. Übrigens soll es Gegenden geben, wo man von Dampfheizung munkelt. Doch das sind wahrscheinlich Zukunftsströme eines Anspruchsvollen. Wir sind bescheiden, bescheiden und — geduldig.

Denn wie ist denn das? Nun sind wir schon fünf Minuten in Wittmund, und es geht noch nicht weiter? Die Übergabe an Preußen scheint also doch etwas mehr Zeit in Anspruch zu nehmen, als wir dachten. Wahrscheinlich zehn Minuten. Ja, auf so lange werden wir uns, wie es scheint, doch wohl einrichten müssen. Wie soll ich dir aber nun beschreiben, lieber Leser, wie uns wurde, als es noch länger dauerte? Fünfzehn Minuten, zwanzig, fünfundzwanzig — dreißig! Wie die halbe Stunde um war, wagten wir eine schüchterne Frage an den preußischen Schaffner, obs denn noch nicht weiterginge. Was er sagte, klang aber gar nicht Köln-rechtsrheinisch. Es ging vielmehr ganz aus der bisherigen Tonart G. O. E.; ja es stimmte den Kammerton unsrer Laune noch tiefer, denn er sprach das große Wort gelassen aus: Seine vierzig Minuten wird es wohl noch dauern! O heilige Geduld! Noch vierzig Minuten!

Also heraus aus dem überheizten Eisenbahnwagen! Hinaus auf den kalten „Bahnsteig,“ und auf dem Bahnsteig auf und ab, hin und her, wie ein Tiger im Käfig vor der Fütterung. Allmählich etwas abgekühlt, fragen wir so gleichmütig wie möglich einen Bahnarbeiter: Sagen Sie mal, lieber Mann, warum halten wir nur hier so lange auf freiem Feld? Ein Blick deutlicher Mißbilligung, ja tiefen Schmerzes trifft uns für das „freie Feld.“ Wir haben es offenbar mit einem eingebornen Wittmunder zu thun. Aber Aufschluß giebt er doch: erst müsse der Zug von Norden kommen; wenn dieser dann nach Sever weg sei, dann kämen wir an die Reihe. Also abwarten!

Um uns die Zeit zu vertreiben, verfallen wir schließlich auf die Idee, der Bahnhofrestauration einen Besuch abzustatten. Zweiter Klasse ist niemand, nicht einmal ein Ganymed oder eine Hebe. Aber dritter Klasse, da treffen wir einen schlanken Jüngling hinter dem Büffet. Bescheiden bitten wir um einen Genever — der Leser verzeihe das harte Wort —, aber auf was verfällt der Mensch nicht in der Verzweiflung! Es war auch nur ein kleiner für fünf Pfennige. Doch auch hier geht es wieder nicht ganz glatt ab. Der Schlanke schleudert den Nickelfünfer, den wir herauskriegen sollen, mit solcher Nonchalance in hohem Bogenschuß vor uns auf den Schentisch, daß dadurch unsre stark ins Wanken geratne Stimmung auch nicht gerade gestützt oder gebessert wird.

Doch wie sagt der Ostfrieze? 'T het al sen tid, man fofangen nit. Aber darum handelt sich hier zum Glück nicht, sondern um den Zug aus Norden, und der kommt denn endlich auch wirklich an. Jrgendwo muß Viehmarkt sein. Die Physiognomie der Leute, die da aussteigen, kommt mir, namentlich was den Schnitt der Nasen betrifft, gar nicht recht alt frei friesisch eingeboren vor. Eine Viertelstunde dauert der Viehmarktgästrubel. Da erscheint endlich, mit dem Bewußtsein seiner Würde angethan, der Herr mit der roten Mütze auf der Bildfläche, winkt wichtig mit dem rechten Arm und sagt kurz und gebieterisch: Abläuten! Der Zug nach Sever mit Sems und Saphets Kindern sauft ab.

Nun, denke ich, kann auch unsrer bald losgelassen werden. Sollte es der Leser inzwischen vergessen haben, so rufe ich es ihm ins Gedächtnis zurück, daß wir nach Norden unterwegs sind. Aber die nächsten fünf Minuten geschah nichts. Nach Verlauf dieser fünf Minuten aber erschien auf dem „Bahnsteig“ eine Dame oder Frau, genug, ein weibliches Wesen in Hut und Mantel. So weit man das bei den Leuten hierzulande merken kann, schien sie einige Eile zu haben. Und in der That, sie hatte mit dem vor fünf Minuten abgegangnen Zug nach Sever fahren wollen.

Hier muß ich nun einen Augenblick in meiner Erzählung inne halten, lieber Leser, um dir zu versichern, daß das, was ich dir nun erzählen will, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit ist. Denke also nicht etwa, daß es nach Art der Geschichte von dem Briefträger ausgedacht sei. Schon daß ich die im Vorbeigehn hierher setze, muß dir dafür eine Bürgschaft sein. Es soll also einmal ein Briefträger die Gewohnheit gehabt haben, seinen Berufsweg eine Strecke mit der ostfriesischen Küstenbahn zurückzulegen, weil sein Freund, der Zugführer, ihn umsonst mitnahm. Eines Tages macht er aber Anstalten, den Weg zu Fuß zu gehn. „Nun, komm doch, steig ein!“ rief ihm der Zugführer zu. „Nein, sagte der Briefträger, heute kann ich nicht mit euch fahren, heute muß ich marschieren, denn ich habe einen eiligen Brief!“ Diese Geschichte ist gut erfunden, nicht wahr? Aber meine ist nicht erfunden, sondern wirklich geschehen. Die Dame also stand eine Zeit lang in der bekannten Verlegenheit da, die solchen Situationen eigen ist. Aber was war zu machen? Sie mußte sich davon überzeugen, daß sie den Zug veräuht hatte. Da tritt ein Bahnarbeiter zu ihr: So, na Sever wöllt Se? — Jo! — Hebb Se ok en Billet? — Nee! — Na 't fall wol ok so gan! — Darauf führt er sie über ein Geleise, stellt sie auf eine Art von „Bahnsteig,“ dreht sie mit dem Gesicht nach der Richtung, in der Sever liegt, und sagt gemüthlich: So, nu lops man to! Sie läuft, und gar nicht einmal sehr eilig, und — hat wirklich den Zug noch ein-

geholt, um, wenn auch ohne Fahrkarte, einzusteigen. Und so ist sie in der That noch mitgekommen. Es kam ihr freilich zu statten, daß der so feierlich „abgeläutete“ Zug sich nachher noch ein passant einige Güterwagen zusammenholte, die auch noch mit nach Sever sollten, aber dieser Umstand raubt hoffentlich meiner Geschichte nichts von ihrem Wert.

Noch immer also in Wittmund! Womit stärken wir unsre Geduld? Zum Glück erinnern wir uns noch rechtzeitig, daß Wittmund ja kein simples Dorf ist. Man kann das zwar in der Entfernung vom Bahnhof aus nicht merken, aber es ist uns, als ob wir in der ostfriesischen Geschichte hin und wieder auf den Namen gestoßen wären. Wir verfallen also aus lauter Ungeduld auf den Trost der Geschichte. Und richtig! Stand hier nicht auch eines Häuptlings Burg? Hauste hier nicht die Familie Rankena? Und trotzte nicht Balthasar von Esens dem Grafen Enno durch einen Fehdebrief, der mit den Worten begann: „Wir Balthasar, Herr zu Esens, Stedesdorf und Wittmund“? Trostreich freilich ist die Geschichte von Wittmund auch nicht gerade. Sie lehrt uns, daß es auch früher schon schlechte Menschen gab. Verriet doch ein Diener Tanne Rankenas seines Herrn Burg an den Feind. Und das that er, als er seines heren brod in sinem live hadde. O Wittmund! Wie froh sind wir, daß wir dich endlich verlassen dürfen.

Nach fünfwiertelstündigem Hoffen und Harren fahren wir wieder. Natürlich fragen wir den neuen, preußischen Schaffner nach dem Grunde der uns freiwilligen Reisepause. Der suchte und fand ihn in — Fahrplan! Es sei dies ein ganz fahrplanmäßiger Aufenthalt gewesen, sagte er, und schien sich sehr zu verwundern über unsre Verwunderung, daß es solche Fahrpläne geben könne. Wir wagten den Einwand, daß durch das Fahrplanmäßige der Aufenthalt nicht eben vergnüglicher werde. Da fühlte er ein menschliches Rühren und versuchte uns zu trösten: Ja, wissen Sie, der Fahrplan kommt von oben! — So, von oben? — Ja, wenn ich ihn zu machen hätte — weiter kam er nicht, der Rest des Sazes wurde von der preußischen Disziplin hinuntergeschluckt.

Sedenfalls dampfen wir nun los. Natürlich immer noch mit der Hoffnung auf die mehrfach erwähnte Eisenbahnfahrgewindigkeit von sechzig Kilometern in der Stunde. Freilich ist diese Hoffnung schon so beschaffen, daß es uns eigentlich nicht mehr wundert, als wir mit immer größerer Gewißheit erkennen, daß wir „vorbegehofft“ haben. Chauffeegeschwindigkeit umfängt uns, das ist des Pudels Kern. Ganz langsam, sanft, sachte und allmählich ruckeln wir auf der Chaussee vorwärts. Wenn einer wenig Eile und die nötige Geduld hat, so hat übrigens solche Art zu reisen ihre Vorteile. Man bekommt einen viel bessern Eindruck von Land und Leuten. Ja es bleibt einem eigentlich gar nichts weiter übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und sich auf das Studium von Land und Leuten zu werfen.

Fangen wir also an. Welch ein friedliches Bild, dieser Bauernhof am Wege! Ein wahres Idyll! Die Leute feiern gerade ein ländliches Fest, ein Familienfest: sie schlachten ein Schwein. Wer da weiß, auf wie vertrautem Fuße der Landmann mit seinen Tieren steht, gleichsam auf du und du, der wird mich begreifen. Aber der Bauer hier, der mit den Händen in den Hosentaschen dem Schlachten zusieht, scheint frei von Sentimentalität zu sein. Er sieht recht behäbig aus, man sieht ihm an, daß, wenigstens was seinen Privatbedarf betrifft, das Einfuhrverbot amerikanischen Specks für ihn zu den akademischen Tagesfragen gehört.

Nach sieben bis acht Minuten halten wir zur Abwechslung wieder einmal still. Und dabei hatten es die zu Biersum noch gnädig gemacht und ihre rote Fahne nicht herausgesteckt, sodaß wir an dem weißen Pfahl ruhig vorüberfahren konnten. Dafür waren wir nun in Burchafe. Hier mußte freilich gehalten werden, denn es stiegen ordentlich Leute aus. Vier Männer, eine Frau und das Mädchen mit den roten Backen, das in Wittmund eingestiegen war, nachdem es mit wahrhaft ostfriesischer Geduld auf den Zug gewartet hatte. Ob es wohl die Tochter des Bauernhofes ist, der einst Burchafe den Namen gab? Denn daß Burchafe weiter nichts heißt, als Bauernhof, trotz der scheinbaren Hinneigung zu Baurhafen, ist gewiß. Wollen doch die Gelehrten sogar das „hase“ in Marienhase für „hof“ erklären, obwohl das ja wirklich ein Hafen, wenn auch eigentlich nur ein Tief, Störtebekerischen Andenkens, gewesen ist. Dem sei, wie ihm wolle. Die Wangen des Mädchleins waren rot genug, daß die Annahme berechtigt erscheinen konnte, sie seien auf irgend einem Bauernhofe so rot geworden. Was mich die roten Backen einer ostfriesischen Bauerndirne angehn? Ja, in der Verzweiflung klammert man sich eben an alles, was den Geduldsfaden vorm Reißen bewahren kann. Und weil wir uns doch einmal Land und Leuten zugewandt haben, gehört etwa das Fräulein, denn Fräuleins sind ja heutzutage alle, nicht mit zu den Leuten? Ich berufe mich hier auf Franz von Löher. Der schreibt in seinem prächtigen Buche: „Griechische Küstenfahrten“ etwa so: Daß ich viel von Frauen rede, ist erklärlich, denn sie bieten dem Reisenden nicht nur das interessanteste, sondern auch das reichste Objekt der Beobachtung, weil sie Landesart und Landesitte am längsten und treuesten festhalten. Sonst war in Burchafe nichts weiter los. Es wurden noch zwei Pakete ausgeladen; der Briefbeutel war sehr dünn, er wird wohl höchstens die Zeitung für den Herrn Pastor enthalten haben. Sehr beunruhigte mich ein Eilgutfrachtbrief, der hier mit ausgeschiffet wurde — ich erkannte ihn von weitem an der roten Farbe. Wer oder was mag wohl in Burchafe Eile haben?

Sedenfalls nicht das Macadamistren der Feldwege. Es mag ein saures Stück Arbeit sein, sich bei Winterszeit durch einen dieser unergründlichen Wege hindurchzuarbeiten. Denn sobald man die Chaussee verlassen hat, scheint alles unergründlich zu sein. Hier könnte sich die Geschichte ereignet haben, die Doornkaat in seiner schalkhaften Art erzählt. Zur Illustration des landläufigen Sprichworts: Wen de bur nêt môt, rörd hê gën sinn (Glieb, Hand) of kôt, sei unter andern die bekannte Anekdote von einem Bauern angeführt, der sich von seinem Knecht fahren läßt und, indem er bei dieser Gelegenheit auf einer schlecht unterhaltenen Wegstrecke fast umwirft und stecken bleibt, unmutig und erboßt ausruft: 't is doch de schande werd, dat d'r nêt mör an de wegen dân word, und als der Knecht ihm darauf verwundert antwortet: Man bür! 't is je uns êgen weg, wâr wî up sânt, diesem ruhig erwidert: Dat ist all nêt glîk, den sult Amt uns d'r to dwingen, dat wî hum maken, fan sülkst sânt dat unse saken nêt. Ja ja, so ist der Bauer. De bür is 'n bür. Und das ist nicht nur in Ostfriesland so.

Inzwischen kommen wir, wenn auch langsam, doch allmählich weiter. Wahrhaftig, schon sind wir in Stedesdorf. Und merkst du auch, lieber Leser, wie wir nach und nach dem Schauplatz altfriesischer Geschichte näher kommen? Ist dir's nicht, als hörtest du von Krieg und Kriegsgeschrei, von Fehde, Seeräuberei und Blutvergießen? Zwar Stedesdorf selbst erweckt zunächst nur eine sehr friedliche Er-

innerung. Wir hören im Geiste Brautgeläute, sehn einen fröhlichen Hochzeitzug und ahnen ein reiches Heiratsgut und fette Erbschaft. Das Haus Cirrhena ist, was Heiraten anlangt, im kleinen ebenso glücklich gewesen, wie das Haus Habsburg im großen. Nur daß es das hochfürstlich ostfriesische „Regierhaus,“ wie der treue Brenneisen immer sagt, nicht bloß mit Heiraten machte, sondern es sich auch manchen sauern Kampf kosten ließ, um es vom einfachen Hovetling in der Griet bis zum Reichsfürstenstande zu bringen. Doch um auf das Brautgeläute zurückzukommen, das ist der Foelle, des Wibet von Esens Tochter, zweimal erklingen. Zuerst als sie mit Omke von Stedesdorf zum Altar schritt. Als der gestorben war, und sie hatte nicht nur von ihrem Manne Stedesdorf, sondern auch von ihrem Vater Esens geerbt, da war sie eine begehrte Witwe, und Herr Ulrich Cirrhena, der von seinem Bruder Edzard bereits das geerbt hatte, was dieser nicht nur von vornherein zu eigen besessen, sondern auch in zwei Ehen erheiratet hatte, Bilsun und Berum z. B., hatte nichts eiligeres zu thun, als diese reiche Erbin heimzuführen. Die Freude kann freilich nicht lange gedauert haben, denn wir wissen, daß hernach Ulrich seinerseits eine zweite Ehe einging, die für ihn und sein Haus noch vorteilhafter auslag als die erste. Er freite die mit Recht berühmte Theda aus dem Hause Ukena und legte damit nicht nur mit einem Schlage jahrzehntelange blutige Fehden bei, sondern erbt zugleich die ganze Macht und das Ansehn des alten Löwen Fokko Ukena, von dem noch heute Ostfriesland den Löwen im Wappen führt. „Eine gute Heirat spürt man sein Leben lang,“ sagt das Sprichwort.

Ehe wir nach Esens kommen, fahren wir auf einer schönen, großen, schnurgeraden Chauffee. Welch wehmütige Gedanken erwachen in uns bei diesem Anblick! An den Schwager denken wir, der diesen Weg wahrscheinlich noch mit Peitschenklang befährt. Wie oft schon habe ich mich nach einem solchen Schwager gesehnt, wie oft schon geseufzt: Ist kein Schwager da? Wie bald wird er ganz von der Bildfläche verschwunden sein! Es giebt eigentlich schon jetzt keinen richtigen Schwager mehr. Denn was heutzutage noch so auf dem Boek herumstizt, ist lange nicht mehr die alte, kernfeste Art. Dem steht auch der schreckliche, vorfindstliche Lackhut gar nicht mehr, der uns anmutet wie eine Merkwürdigkeit aus dem Reichspostmuseum, seitdem ihn halbwüchsige Burschen auf den schwachen Schultern sitzen haben, ihn, der einst bärtiger Angesichter Schmuck und Stolz war, und der mit ihnen und dem Mantel manchen Sturm erlebt hatte. Doch was soll die Wehmut? Sa, das ist es eben! Als der Schwager noch Mode war, da wußte mans nicht anders und erwartete es nicht anders, als daß alles hübsch langsam ging. Wer nicht dringende Geschäfte hatte, blieb eben zu Hause, und wer reisen mußte, richtete sich gleich auf längere Zeit ein, machte sein Testament, nahm zärtlich Abschied von Weib und Kind, befahl Leib und Seele dem Himmel und fuhr dann langsam in die weite Welt hinaus, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Man wußte es nicht anders und sehnte sich ebenso wenig nach größerer Schnelligkeit, als sich der Eskimo bei seiner Thranfunzel etwas von elektrischem Licht träumen läßt. Aber wir Kinder des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland und andern Kulturländern bilden uns ein, durch die gekaufte „Fahrkarte“ ein Recht auf „Eisenbahnfahrgewindigkeit“ erkaufte zu haben. Daß wir uns aber damit im Irrtum befinden, wird uns heute gründlich bewiesen. Und das beste, was wir aus der Sache machen können, ist, daß wir uns diesen

Beweis hinter die Ohren schreiben. Denn wenn irgend etwas, so muß doch das zur Erhaltung unsrer freilich schon in den letzten Zügen liegenden Geduld beitragen.

Aber wo ist Esens? Es steht doch an dem Bahnhofsgelände groß angeschrieben: Esens! Ach so, der Bahnhof liegt natürlich wieder eine Viertelstunde von der Stadt entfernt; wie konnten wir das nur einen Augenblick vergessen! Ich habe an diesem Orte einen guten Freund wohnen, der viel weiß. Den will ich doch gelegentlich einmal fragen, ob er weiß, warum hier auch wieder die Kirche ums Dorf herumgetragen ist? Ich fürchte nur, er wird's auch nicht wissen. Ob's wohl die „oben“ wissen, von denen der Fahrplan kommt? Ob's überhaupt jemand weiß?

Zeit, über diese Frage nachzudenken, haben wir hier wieder genug. Aber da das doch aussichtslos ist, so denken wir lieber ein wenig an unsern Freund, den alten Sunker Balthasar von Esens. Wie fröhlich und kampfeslustig hat der sich einst auf diesen nebligen Fluren herumgetummelt! Und wenn er auch sonst manchen Ärger in seinem ruhelosen Leben gehabt hat, über einen so abgelegnen Bahnhof brauchte er sich nicht aufzuregen. Übrigens scheint es, daß er sich den Korb, den er sich in Sever geholt hatte, nicht allzusehr anfechten ließ. Denn er hat zu Zeiten ganz Ostfriesland die Stirn geboten und zu Wasser und zu Lande viele Thaten gethan. Als ihn die Bremer 1540 in Esens belagerten, schlug eine Kanonentugel in seine Schlafstube. Aber sie that ihm nichts, denn er war schon einige Stunden vorher gestorben. Beim Studium der ostfriesischen Geschichte aber ist es einem von da ab doch ordentlich wie eine Erleichterung, daß es nicht mehr immer und überall heißt: Balthasar hier, Balthasar da, Balthasar an allen Ecken und Enden!

Und so nehmen wir denn Abschied von diesem Hecht im ostfriesischen Karpfenteich und zugleich Abschied von Esens und fahren auf Fulkum los. Fulkum kann doch nichts andres bedeuten als Fulkohelm. Es geschieht ja nicht bloß hierzulande, daß die Ortsendung „heim“ ausgesprochen wird wie ham, hem, hum, oder auch kurzweg um. Das oft gebrauchte ostfriesische Wort Hamrich, Hamrik, Hammerk heißt z. B. nichts andres als Heimmark, die heimatische Grenze, Flur, Gemarkung. Ich fragte einst einen Eingebornen, ob er wohl wisse, was Hamrich hieße. Da sah er mich erst ganz verwundert an, daß ich das nicht wüßte, hernach wußte er es aber selber nicht. Überhaupt muß ich die Landsleute ten Doornkaat Koolmans hiermit anklagen, daß sie besser über seinen Genever als über sein herrliches ostfriesisches Wörterbuch Bescheid wissen. Ostfriesland muß stolz darauf sein, ein solches Werk zu besitzen. Ich wüßte keinen andern deutschen Volksstamm, dem ein ähnliches Buch beschieden wäre. Doch der Stolz allein genügt nicht diesem Buche gegenüber, es will auch studirt sein. „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.“ Es sollte mich gar nicht wundern, zu hören, daß jemand Hamrich mit schinkenreich übersetzte, denn ham heißt holländisch Schinken, und je weiter die Erklärung hergeholt ist, desto einleuchtender ist sie ja vielen Leuten.

Manche freilich denken über dergleichen überhaupt nicht nach. Sie werfen Hochdeutsch und Niederdeutsch durch einander, wies gerade kommt, und ich glaube ganz sicher, daß die Geschichte von der Verwandlung des Familiennamens Blei in Pflaumenbaum wirklich passirt ist. Ein Mann hieß Blei. In der Zeit der Latinisirung vieler Namen nannte er sich Plumbum. Daraus

ward durch Mißverständnis des Sohnes: Plumbom. Dem Enkel in der Stadt war aber Plumbom zu vulgär, und so nannte er sich hochdeutsch: Pflaumenbaum. Leider kann ich mich hierbei nicht länger aufhalten, denn der Zug pfeift, und wir sind wirklich in Fulkum.

Wer der Fulko wohl gewesen sein mag, der hier sein Heim hatte? An den berühmten Kreuzprediger des vierten Kreuzzugs, Fulco von Neuilly, dürfen wir kaum denken, denn der wird wohl ein Franzose gewesen sein. Einen andern Fulko kenne ich aber nicht. Nun, wer er auch gewesen sein mag, jedesfalls thut ihm jetzt kein Zahn mehr weh. Wenn ich aber den Fulkumern des vierzehnten Jahrhunderts heute noch etwas wünschen darf, so wünsche ich ihnen, daß sie nie etwas mit Madame Foelke möchten zu thun gehabt haben, des Odo ten Brook senior ehelicher Hausfrau, der die Geschichte den Ehrennamen „die Kwade“ beigelegt hat. Wie mag Odo senior wohl mit ihr fertig geworden sein? Er war gewiß keiner von den ganz Furchtsamen, aber — doch lassen wir den Vorhang fallen vor den häuslichen Szenen, die sich da manchmal mögen abgespielt haben. Gewiß hat der Arme oft gedacht: Wäre ich doch nur bei der Königin Johanna in Neapel geblieben! Wäre ich nur den Schwestern nicht gefolgt, die da kamen, mich wider meinen Willen heimzuholen zu solchem Eheglück! Ik bin de Her! sä de Man, do satt he onder de disch! — das Sprichwort muß einer aufgebracht haben, der solch eine Foelke zur Frau hatte. Und doch hätte ich diese Dame, nach dem Erfolg zu schließen, immer noch lieber zur Frau als zur Schwiegermutter gehabt. Was muß jener Lütet von Nefse für eine löwenmäßige Courage gehabt haben, dieser Mutter Tochter zu heiraten! Es ist ihm freilich auch darnach bekommen. Wenn sich je einer durch Heirat in die Nesseln gesetzt hat, so war es dieser unglückselige Lütet von Nefse.

Wo waren wir doch gleich? Ach richtig, immer noch in Fulkum. Mußt dir Fulkum auch noch einen Augenblick gefallen lassen, lieber Leser. Denn es ist ja nicht, als ob es hier gar nichts zu sehen gäbe. Da ist erstens die Stelle, wo wir halten, denn Fulkum ist Haltestelle. Aber wir halten nicht nur so am weißen Pfahl mit der roten Fahne. Ein Bahnhof ist freilich auch nicht da: aber — denke dir, welch ein Stück Poesie des alten Postkutschwagens! — wir halten vor einem Wirtshause, und das Wirtshaus steht natürlich dicht neben der Kirche. Die Kirche von Fulkum aber steht auf einer kleinen Anhöhe, ob einer natürlichen oder künstlich aufgeworfnen, konnte ich trotz der geringen Eile nicht genau bestimmen. Sie zerfällt in zwei räumlich von einander getrennte Teile, der Glockenturm steht nämlich etwas abseits, und er sieht aus, als hätte sich ihn die Kwade Foelke im Zorn oder in einer besonders kwaden Stunde ausgedacht, so vergrämt und verdrießlich und mißmutig schaut er drein. Die Kirche selbst ist ein noch ziemlich neuer, einfacher, aber würdiger, ja freundlicher und schmucker romanischer Bau, zu dem sich die Leute von Fulkum gratuliren können. Sie haben es offenbar mit einem wirklichen Baumeister zu thun gehabt. Wohl dem, der auf einen solchen trifft. Ich kenne neue Kirchen, bei deren Anblick einem die Haare zu Berge stehen.

Aber da leuchtet uns ja schon wieder eine rote Fahne entgegen: der Krug zu Roggenstede hat uns zu Ehren geflaggt. Wir unterbrechen also wieder unsre gemüthliche Fahrt. Ach ja, recht gemüthlich, nur etwas einsam, denn auf der ganzen Strecke begegnet uns keine lebende Seele, kein Wagen fährt, kein Handwerksbursche walzt die Landstraße ab, nicht einmal ein Jude auf dem

Viehhandel ist zu erblicken. Im Sommer mag wohl hie und da eine kleine Abwechslung geboten werden, wenn sich irgend eine dumme Kuh, ein unerfahrenes Kind oder ein harmloses Kälbchen dem Zuge in den Weg stellt und nicht weichen will. Da kommt dann wenigstens Spannung in die Situation, denn es muß doch ausgemacht werden, wer der Stärkere ist oder der Klügere. Aber jetzt, zur Winterzeit, welche Einsamkeit! Kaum daß ein vereinzelter Hammel sich anstrengt, die Landschaft zu beleben.

Aus Roggenstede hatten wir einmal eine Köchin. Und es war eine tüchtige, brave Köchin. Verzeih, lieber Leser, daß ich eine so häusliche Angelegenheit hier öffentlich zur Sprache bringe. Aber bei der Wichtigkeit der Köchinnenfrage, und weil uns die Eisenbahn so viel Zeit zum Nachdenken läßt, ist es wohl verzeihlich, daß wir auf solche Gedanken kommen. Also jene Köchin aus Roggenstede war gut, was um so lobender hervorgehoben werden muß, als es so wenig gute Köchinnen mehr giebt. Und da wären wir denn glücklich auf einem Gebiete, das uns Stoff zur Unterhaltung bieten könnte bis nach Norden und darüber hinaus: ja ein unabsehbares Feld der Unterhaltung eröffnet die Diensthofenfrage vor unserm geistigen Auge. Ein Ozean von Kaffee und ein Aconcagua von Kuchen wird noch drauf gehen, ehe dieses Thema genügend besprochen ist. Ob es überhaupt jemals erschöpft werden wird? Und ob es überhaupt jemals gelingen wird, die Damen vom dienenden Stande mit ihrer Herrschaft und die Herrschaft einigermaßen mit den Diensthofen zufrieden zu machen?

Der Krüger zu Roggenstede scheint übrigens nicht viel Zuspruch zu haben, es sieht recht still und einsam bei ihm aus. Es wären ihm etliche solche Kunden zu wünschen, wie mein Kutscher auf dem Hochwald vor bald zwanzig Jahren einer war. Der fuhr, wenn er irgend konnte, nicht leicht an einem Wirtshause vorbei. Er schien zu denken, die Wirtshäuser wären ganz besonders für ihn an den Weg gebaut, und weil er ein so gutes Herz hatte, glaubte er sich der ihm dadurch auferlegten sittlichen Verpflichtung nicht entziehen zu dürfen. Daher kannte er alle Wirte weit und breit. Nun liegt da herum in der Nähe eine alte verfallene Burg, die jetzt Oberförsterei ist, Thronneckn geheißn. Es geht die Sage, das sei die Burg des grimmen Hagen von Tronege gewesen. Andre behaupten zwar, die Burg Troneje habe im Wasgau gestanden, aber das ist ja nicht so weit davon. Also fahre ich eines schönen Tages mit einem Besuch nach der Burg und sage: „Da soll Hagen gewohnt haben.“ Da dreht sich Johann auf dem Bock herum und sagt: „Ei, der wohnt noch da, bei dem han ich schon manche Schoppe getrunke!“

Siehe da, da sind wir ja sanft weiter gegendelt bis nach Dornum. Sa, was soll ich von Dornum berichten? Wäre ich ein oberflächlicher Berichterstatter und ein Reisender von der Durchschnittsgattung, wie sie heutzutage überall Weg und Steg unsicher machen, um, wenn sie acht Tage in ein fremdes Land hineingerochen haben, gleich ein Buch darüber zu schreiben, dann würde ich — doch ich will es nachher sagen, was ich dann von Dornum sagen würde. Erst noch ein Wort von der modernen Art zu reisen. Da reist man heutzutage mit Stangen oder mit der „Augusta Viktoria.“ Heißt das reisen? Der Gedanke an eine Herde jener harmlosen Tiere, die von einem Leitthammel in der Welt herumgeführt werden, liegt doch gar zu nahe. Das heißt doch nicht reisen, sich auf die landläufigen Sehenswürdigkeiten „programmäßig“ mit der Nase stoßen zu lassen. Für mich heißt reisen meiner Nase nachgehn und

am Morgen nicht wissen, wo ich am Abend mein Haupt hinlegen werde. Das andre ist freilich bequemer. Aber wenn es sich bloß um die Bequemlichkeit handelt, dann ist es doch noch viel bequemer, zu Hause zu bleiben, wie es ja auch das sicherste, ja geradezu ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit ist, am Lande zu bleiben. Aber dann kann man ja nicht mitreden, und viele Leute reisen doch nur deshalb in der Welt herum, um mitreden zu können. Es giebt sogar Erdumsegler, die keinen andern Zweck haben; Globe-trotter nennt sie der Engländer. Diese sind imstande, durch die japanische Inland=See, also durch eine der herrlichsten Gegenden der ganzen Welt zu fahren, und dabei — Stat zu spielen. Hernach aber redet man mit, wenn über Japan geredet wird.

Aber Dornum? Beinahe hätte ich geschrieben: Dornum ist ein Ort, wo alle Leute die Hände in den Hosentaschen haben. Denn was das Auge hier von menschlichen Wesen erblickt, das nimmt ohne Ausnahme diese Stellung ein: der Hoteldiener, der Arbeiter, der Handelsmann und — nachdem er sich davon überzeugt hat, daß der Briefkasten am Bahnhofe leer ist — sogar der Briefträger, trotz seiner Uniform! Vier Männer neben einander aufgebaut, alle vier die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, wahrlich ein Bild zum Photographiren! Und hier weiß ich mich nun wirklich frei von Voreingenommenheit. Nein, wenns auch „per Blitzzug“ geht, über diese unanständige Haltung werde ich mich immer empören. Es sieht gottsjämmerlich aus, Leute, denen Gott gerade Glieder hat wachsen lassen, so in sich selbst zusammengesunken, vornübergebeugt, als ob sie die Schwindsucht hätten, einherschlurren zu sehen, denn gehen kann man das doch nicht nennen, wenn sich einer fortbewegt, ohne die Füße von der Erde zu bringen. Hätte ein Fremder diese Schönheitsgalerie des Dornumer Bahnhofs gesehen, etwa ein Engländer — doch die stecken ja selber die Hände in die Hosentaschen. Also ein Franzose! Aber da kommen wir aus dem Regen in die Traufe; die thuns erst recht. Es scheint ein weitverbreiteter Unfug zu sein. Nur daß es bei den Franzosen, die die Taschen auf den Seiten an der Naht haben, lange nicht so häßlich aussieht, als bei den vier Dornumern, denen sie vorn auf dem Leibe sitzen. Da ich mir nun nicht einbilde, durch meinen Tadel irgend jemand diese Unart, die wahrscheinlich von den meisten ganz unbewußt geübt wird, abzugewöhnen, so richte ich wenigstens an alle deutschen Schneider, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, die dringende Bitte im Interesse des nationalen Anstands: Bringt, bitte, die Taschen möglichst weit nach hinten an! Ihr seid es, die noch am ehesten hier eine Änderung zum Bessern, Schöneren, Anständigern herbeiführen können!

In dieser Hoffnung will ich den vier Männern von Dornum den gegebenen Anstoß verzeihen, umsomehr, als sie einen so beredten Fürsprecher bei mir haben. Sein Mund ist schon etliche hundert Jahre stumm, und doch spricht er laut und einnehmend für alles, was irgend etwas mit Dornum zu thun hat. Ich meine den ehrenfesten, treuen, frommen Junker Ulrich von Dornum. Der war der einzige aus der ganzen Harlinger Sippe, der dem „Regierhause“ unwandelbare Treue hielt. Er mußte sich dafür von seinem saubern Bruder Hero Dmken und von unserm Freunde, dem nicht minder saubern Balthasar, seinem Neffen, sein väterlich Erbteil und seine Güter vorerhalten lassen, aber darum ist er doch in seiner Treue „unentwegt“ geblieben. Überall, wo es Gutes und Rechtes galt, war er zu finden. Ein besonders großes Verdienst hat er sich um das Religionsgespräch zu Aldersum erworben.

Ehre deinem Andenken, Junker Ulrich! Ehre dir, Dörnum, noch heute um feinetwillen!

Nachdem wir bei Westerende vorüber sind, kommen wir in einen regelrecht angelegten und wohlgepflegten Wald. Welch eine erquickende Abwechslung! Auch bemerken wir hier eine etwas beschleunigte Gangart unsers Dampfrosses. Woher kommt das? Von der Kälte kann es nicht kommen, denn es ist Mittag, und es wird eher etwas heller und wärmer. Auch ist das Dampfross ja nicht der Leutnant, dessen Zivilwinterüberzieher sich von seinem Zivilsommerüberzieher nur durch die schärfere Gangart seines Trägers unterschied, auch nicht jener Student, der den Mangel eines Winterüberziehers durch stramme Haltung zu verdecken suchte. Wir müssen uns bemühen, die unverhoffte Beschleunigung anders zu erklären. Wahrscheinlich ist Norden nahe, und für die Einfahrt in den Bahnhof hat sich der Zugführer jenen pommerischen Rittergutsbesitzer zum Vorbilde genommen, der mit der Bahn nach Berlin wollte: Johann, Zugführer sagen, wenn nach Berlin kommen, schneidig vorfahren und scharf pariren! Aber nein — auch das ist es nicht. Denn wie wir aus dem Walde heraus sind und halten, ist es noch immer nicht Norden, sondern Hage.

Doch Hage lassen wir uns gefallen. Hier ist, was wir bei Sande vergeblich gesucht haben, Gegend, also Aussicht. Ein prachtvolles Schloß ragt aus hohen Bäumen empor, hinter einem Gehölz lugt ein hoher Kirchturm hervor, und in der Nähe dürfen wir gewiß auch die Lütetsburg vermuten. Die gehörte aber nicht jenem unglücklichen Schwiegersohn Lütet von Nefse, sondern ihr Erbauer und Besitzer war Lütet Manninga, derselbe, der in der Schlacht bei Bargebuhr gefallen ist und die schneidige Witwe hinterließ, die dem ebenfalls in der Schlacht verwundeten und in ihre Hände gefallenen Feinde Sibet Papinga von Rüstingen mit aller Gewalt an den Kragen wollte. Sibet erkaufte schließlich sein bißchen Leben von ihr um teures Geld und vier silberne Achsemägel. Die erst so erbitterte Häuptlingsfrau ließ also schließlich mit sich reden, aber ein Höherer nicht. Der rief den Sibet ab aus einem unruhe- und wechselvollen Leben. Und doch wäre er daheim in Rüstingen, in seiner von den Hamburgern belagerten Sibetsburg noch so nötig gewesen!

Der letzte Manninga, Unico mit Namen, war gräßlich ostfriesischer Drost in Emden zu der Zeit, als der achtzigjährige Orlog ausbrach; ein treuer Warner und Berater seines Herrn, wie die eindringlichen Briefe an ihn beweisen, die Brenneisen, wenn auch in ganz anderer Absicht, abgedruckt hat. Sein Schwiegersohn war Wilhelm von Inhausen und Kniephausen, sein Schwiegersohn und Erbe seiner Herrlichkeit. Auch eine gute Heirat, die er sein Leben lang gespürt hat, und die seinem Hause zu gute gekommen ist bis auf diesen Tag.

Wie gut ist's doch, daß wir nicht schneller fahren! Denn nun haben wir, bis wir nach Norden kommen, gerade noch Zeit, an einen Kniephausen zu denken, den wir einen der edelsten Gestalten des ganzen dreißigjährigen Krieges nennen müssen. Das wolle nicht viel sagen, meinst du, denn unter den Blinden sei der Einäugige König? O nein, nicht nur vergleichsweise, sondern absolut war dieser Dodo von Kniephausen ein Mann, vor dem wir den Hut ziehen müssen: der eigentliche Gewinner der Schlacht bei Lützen, königlich schwedischer Feldmarschall, überzeugter, begeisterter Kämpfer für die Sache der Wahrheit, ein Held im Kriege und ein Freund des Friedens, eine Lichtgestalt in dunkler Zeit. Doch was reden wir? Wir können diesem Manne, der alles hatte, was

der Mann braucht, nur kein Glück, hier doch nicht das gebührende Denkmal setzen. Das ist zum Glück auch nicht mehr nötig. Ein anderer, besserer, berufener Mann hat das gethan in einem kürzlich erschienenen Buche, das hoffentlich nicht nur in Ostfriesland Leser finden wird. In Norden ist es erschienen.

Und siehe da: endlich erscheinen auch wir in Norden, d. h. zunächst auf dem Bahnhof. Aber nach allem, was wir glücklich überstanden haben, werden wir an dieser letzten Klippe hoffentlich nicht noch scheitern. Kommen wir über den Hund, kommen wir auch über den Schwanz. Mit einem Gefühl der Erleichterung steigen wir aus, froh, daß wir nicht noch Georgsheil, und was sonst noch alles für Schrecken dahinten auf den harmlosen Reisenden lauern, über uns ergehen lassen müssen.

Und nun wir am Ziele sind, nun die schrecklichen vier Stunden und einundzwanzig Minuten hinter uns liegen, da gewinnt wirklich wieder die sanftere Stimmung die Oberhand, und das Durchlebte erscheint wieder in mildern Lichte. Mag der freundliche Empfang in Norden sein Teil dazu beitragen, genug, beinahe reuen uns unsre Neckereien. Doch sei es drum! Alles was sich liebt, das neckt sich. Mutter, der Hannes will mich heiraten! — Hat er dir das gesagt? — Nein, gesagt hat er nichts, aber er hat mit der Peitsche nach mir geschlagen! — Dieses Bauernmädchen war eine feine Beobachterin des menschlichen Herzens. Der Hannes hätte sich nicht die Mühe genommen, mit der Peitsche nach ihr zu schlagen, wenn sie ihm gleichgiltig gewesen wäre. So kannst auch du dir, lieber Leser, leicht denken, daß ich den Tag und die Tinte nicht verbraucht hätte, dies niederzuschreiben, wenn ich das Land, durch das wir mit einander so langsam gefahren sind, nicht so herzlich lieb hätte. Es ist ja leider eine Erfahrung, die wir oft genug machen, daß der Mensch mit denen, die er am liebsten hat, und die ihm am nächsten stehen, am ungeduldigsten ist. So sieht es also fast nach einer Liebeserklärung aus, daß ich beinahe ungeduldig geworden wäre. Aber ich bins ja gar nicht geworden. Und so bitte ich denn zum Schluß nur noch um ein gutes Zeugnis in — der Geduld!



Litteratur

Das Stromgebiet der Sprache. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, W. Friedrich, 1892

Es ist schwer, diesem dritten und letzten Bande der philosophischen Darstellung Kleinpauls vom Leben der Sprache gerecht zu werden, so widerstreitende Gedanken und Gefühle erregt er. Aus den beiden ersten ist der selbständige Kopf des Verfassers und sein beredter Mund zur Genüge bekannt, auch der Zweck und die Art seines Werkes. Die „Sprache ohne Worte“ hatte sozusagen eine Sprache fürs Auge, der zweite Band „Rätsel der Sprache“ behandelt, wie sie sich dem von heute zurückschauenden aufdrängen; der vorliegende dritte betrachtet das Stromgebiet der Sprache von der Quelle aus, er „versetzt den Leser mit eins an den